

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 54 (1967)
Heft: 8: Vorfabrizierte Wohnbauten

Rubrik: Zeitschriften

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

chern sollte. Von Herbert Bayer frühe amüsante Blätter. Von seltenen Dingen zwei ausgezeichnete Bühnenentwürfe der russischen Malerin Alexandra Exter, die hauptsächlich für Tairoffs Moskauer Kammertheater tätig gewesen ist. Der Anteil der vor allem neueren Schweizer ist besonders hervorgehoben: als Älterer Meyer-Amden mit einer schönen Zeichnung, dann Bill mit einem frühen Bild von 1928, das schon geometrisch angelegt ist, Lohse mit einer frühen expressiven Peinture, Leuppi mit einer abstrakten Kombination von gemalter Farbe und Wellpappe. Von Gustave Buchet (1888-1963) eine Reihe abstrakter Blätter, zart und feingliedrig – ein bisher wenig beachteter Schweizer von bedeutender Qualität. Mit Blättern von Epper, Lüthy, Pauli, Rabinowitsch und Scherer ist eine Gruppe von Schweizern der zwanziger Jahre in die Ausstellung aufgenommen, die abseits dessen stehen, was unter der Kunst der zwanziger Jahre verstanden wird.

H. C.

zumute, wenn sich an Adolf Dietrich in Berlinen eine Schule kristallisiert hätte, die zum Faktor – auch zum Faktor auf dem Kunstmarkt – geworden wäre? Mir scheint, hier ist Mißtrauen am Platz. Josip malt höchst sauber, sein thematischer Einfallsreichtum ist erstaunlich. Aber es ist – vielleicht zu sehen in der Glätte und Virtuosität der Tönung und Dimensionalität – zweite Hand in einer Situation, in der es eigentlich keine zweite Hand und vor allem keine Zwecktätigkeit geben kann. Die Unschuld ist eine verlorene Unschuld, im handelnden Bewußtsein eingebüßt.

Bischofberger hat zur Ausstellung einen Katalog mit fünf recht großen farbigen Abbildungen herausgegeben, dem Erika Billeter ein vielleicht zu gläubiges Vorwort beigegeben hat.

H. C.

Der Umfang der Aufgabe und ihre Problematik führten dazu, daß zuerst einmal ein Gutachten erarbeitet wurde. Einschränkend stellen die Verfasser fest: «Wir sind uns bewußt, daß dies ein sehr komplexes Thema ist und eine gewisse Beschränkung darin liegt, daß es hier ausschließlich von Architekten behandelt wird.»

Tatsächlich bemerkt man eine Überbetonung der formalen, architektonischen Fragen in dem Gutachten.

Die Studentenheime liegen am Rande des dicht zu bebauenden Hochschulgeländes; die erste Etappe ist etwa 1 km vom zukünftigen Universitätszentrum mit den Gemeinschaftseinrichtungen entfernt. Deshalb muß ein gut ausgerüsteter tertiärer Sektor im Studentenheim vorgesehen werden. In der Auseinandersetzung mit den Richtlinien der verschiedenen Verwaltungsstellen ergeben sich Diskrepanzen. Es wird ein Verhältnis von 1:4 von Einzel- zu Doppelzimmern gefordert. «Dies widerspricht... der allgemeinen Tendenz, auf Doppelzimmer ganz zu verzichten, die ... uns durchaus richtig erscheint. Wir... zitieren Prof. H. P. Bahrdt: 'Gelegentlich wird im Besitz eines Einzelzimmers im Studentenwohnheim ein Privileg gesehen, dessen man sich erst als würdig erweisen muß (...). Hier kann man nur die Frage stellen, wie ein Mensch "würdig" in irgendeinem Sinne werden soll, wenn ihm das elementarste Recht, ganz allein zu sein, verwehrt wird.'» Das Verhältnis von 10 bis 12 m² pro Einzelzimmer zu 22 bis 24 m² Nutz- und Wohnfläche pro Bettplatz erscheint den Architekten revisionswürdig. «Es muß untersucht werden, ob auf Kosten der allgemeinen Räume Fläche für das einzelne Zimmer gewonnen werden kann.»

Zeitschriften

Studentenwohnheim 5

Immer deutlicher entwickeln sich die Neue Universität und ihre Folgeeinrichtungen zur zentralen Architekturaufgabe unserer Generation. Der Umfang des Problems und seine Komplexität erheischen vom Architekten sein ganzes Können.

Der Aufbruch der Bildungspolitik und Erziehungstechnik in eine neue Dimension stellt außerdem auf internationaler Ebene eine solche Fülle von Aufgaben, daß man von einem allgemeinen Universitätsbau-Boom sprechen kann.

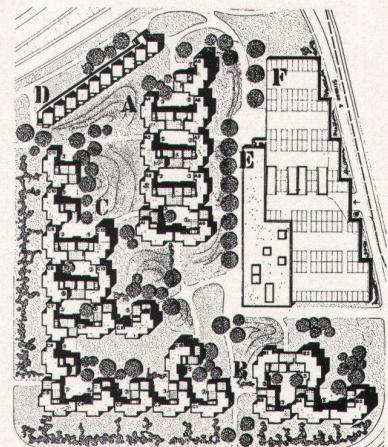
Die neue Nachfrage – sie sprengt den Rahmen jeder klassischen Universitätsplanung – trifft auf eine unvorbereitete Architektenchaft. Schnell müssen die Gesetzmäßigkeiten der Hochschule erforscht werden. Jeder muß sich gewissermaßen seine eigene Planungsmethode erst entwickeln. Zu den zahlreichen Beiträgen, die das WERK bisher zu diesem Thema beigesteuert hat, soll hier der Bericht über eine Studie des Atelier 5 kommen.

Der Baumeister, April 1967 (D), stellt Gutachten und Vorprojekt für ein Studentenheim in Stuttgart vor.

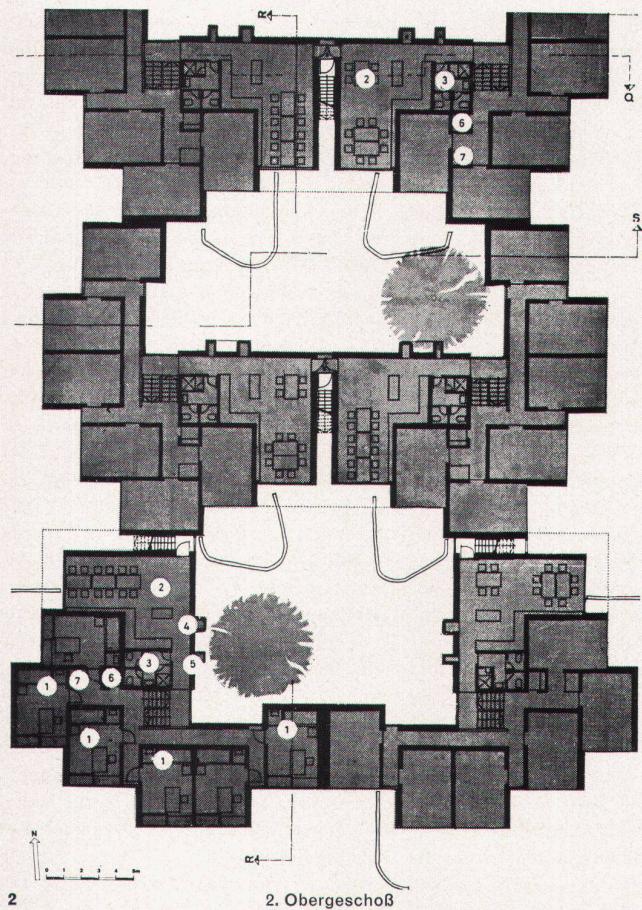
Die klassische Situation: Die Fakultäten für Natur- und Geisteswissenschaften, für Bauwesen und Maschinenbau werden in die Vorstadt, nach Stuttgart-Vaihingen, verlegt. Von den 7500 erwarteten Studenten sollen rund 2000 bis 3000 in Studentenwohnungen untergebracht werden. In einer ersten Etappe sollen es 700 sein.

1

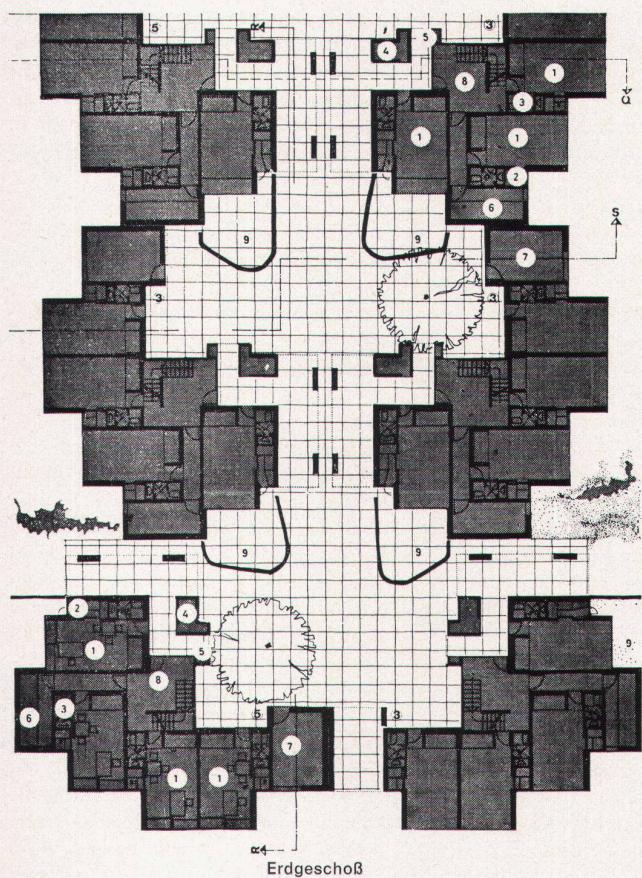
Projekt für ein Studentenheim in Stuttgart. Situation. A, B, C Studentenwohnheime, D verheiratete Studenten, E Gemeinschaftszentrum, F Parkplätze.



1



2. Obergeschoß

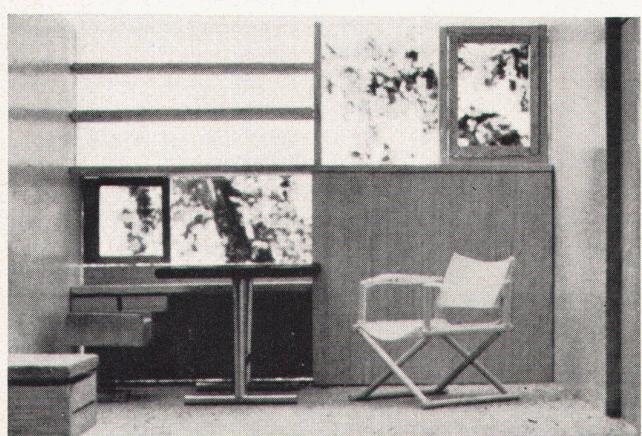
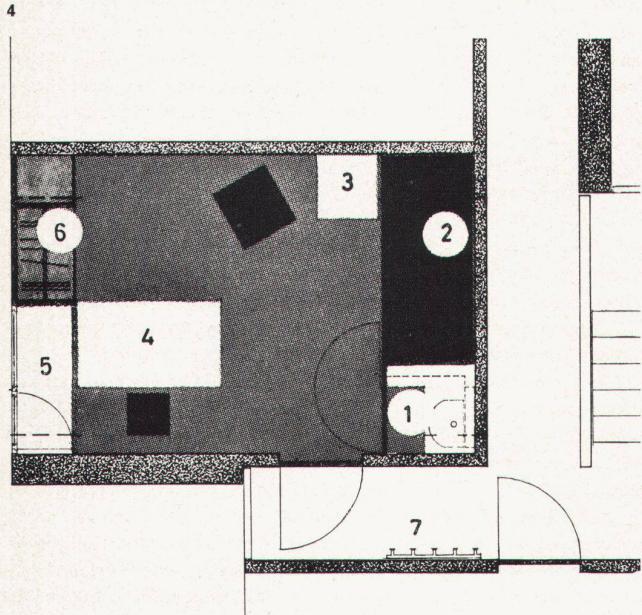
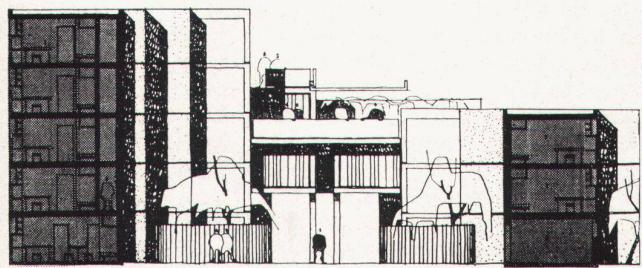


Erdgeschoß

Eine wichtige Frage gilt auch hier der Aufgabe des Heimes über die reine Unterbringung hinaus. Atelier 5 zitiert die gegensätzlichen Positionen: «Das Studentenwohnheim muß baulich so gestaltet werden, daß die Bildung kleiner Gruppen möglich ist» (Bundesjugendplan). «Die Hohen Schulen müssen darauf bestehen, daß ... in den Wohnheimen ihre Bildungsaufgabe wahrgenommen wird, vor allem in denen, die mit öffentlichen Mitteln finanziert werden» (Westdeutsche Rektorenkonferenz). Und: «Die Studenten von heute reagieren außerordentlich empfindlich, wenn sie vermuten, daß ihnen von außen oder von oben her Sozialkontakte, Bindungen oder gar 'Gemeinschaft' oktroyiert werden soll. Sie sind aber in ihrer Mehrzahl weder so einsam noch so einzelnägerisch, als daß es nötig wäre, sich fortwährend um die Bildung kleiner überschaubarer Gemeinschaften 'zu bemühen'» (H. P. Bahrtdt). «Der Maßstab der Eigenverantwortlichkeit wird ersetzt durch die Gruppennormen der 'Gemeinschaften', die sich an der zufälligen Zusammensetzung und der erfolgten Einstimmung orientieren. In dieser 'Gemeinschaft' wird Zusammenarbeit zu Gruppenzwang, Freundschaft zu Verbindung und Kritik zu Abwehr» (Verband Deutscher Studentenschaften). In der Bestimmung der eigenen Position stimmen die Architekten überein mit zahlreichen Untersuchungen auch anderswo (John Donat, WERK 5/1967). «Wir denken, daß unsere Aufgabe darin besteht, ein Instrument zu schaffen, das vornehmlich dem Wohnen des Einzelnen dienen muß ... (es) müssen Möglichkeiten vorhanden sein, daß Gruppen sich frei zusammenfinden und etwas unternehmen können. ... Je freier sich dabei der Einzelne entscheiden kann, um so lebendiger wird die Atmosphäre der ganzen Anlage sein.»

- 1 Zimmer
2 Kochen
3 Dusche
4, 5 Müllabwurf, Wäscheabwurf
6 Kofferraum
7 Abstellraum, Fahrradraum
8 Eingang
9 Patio

Noch immer ist die Berechtigung von Studentenheimen umstritten. Auch hierzu trägt Atelier 5 verschiedenste Meinungen zusammen: «Durch die Massierung von Menschen gleichen Alters und gleicher Interessen können leicht extreme Bewegungen entstehen.» Die Studentensiedlung mit großen Studentenzahlen unterstützt noch die Tendenz zur Vermassung, welche sowieso den heutigen Hochschulen eigen ist. «Das Studentenheim führt zu einer Abkapselung der Studenten von der Gesamtbevölkerung.» «In der Studentenbude befindet sich der Student als Einzelner in der Auseinandersetzung mit der Umwelt, im Studentenheim weitgehend als Mitglied einer Gruppe; er delegiert damit einen Teil seiner Verantwortlichkeit an die Allgemeinheit.» «Staat und Hochschule wird Gelegenheit gegeben, sich in das Privatleben der Studenten einzumischen. Es wird politischer, konfessioneller und ideologischer Dirigismus befürchtet.» Die Argumente seien durchaus berechtigt; jedoch wenden sie sich nicht gegen Studentenheime, sondern gegen Uniformität und Vermassung, und diese seien mögliche Begleiterscheinungen des neuartigen stürmischen Anwachens der Studentenzahlen. Man müsse diese Entwicklung des Hochschulwesens nicht etwa durch Notmaßnahmen «möglichst erträglich gestalten, sondern die Elemente und Charakteristika einer besonderen Art des Wohnens erkennen, ordnen und zum adäquaten Ausdruck zu bringen». Uns scheinen im Gegensatz zu den Architekten diese Einwände keineswegs berechtigt, vielmehr eine reaktionäre, romantisierende Vorstellung vom Universitätsstädtchen zu zeigen, der gegenüber höchste Vorsicht geboten ist. Das Schlagwort der reaktionären Kulturkritik von der Vermassung pflegt erfahrungsgemäß ein Rückzugsgefecht gegen die Demokratisierung bisher den «happy few» vorbehaltener Bereiche zu kennzeichnen. Ein wichtiges Element bei der Bekämpfung der angeblichen Vermassung bildet die Gruppierung der Studentenheimbewohner. Gewöhnlich geschieht das durch Zusammenfassung einiger Studentenzimmer um Gemeinschaftsräume, Küchen, Duschen, WC und Aufenthaltsräumen. Atelier 5 stellt fest, daß es durch das Vehikel dieser Bedarfsräume tatsächlich gelingt, eine Gruppe zu formieren. «Die Stockwerkgruppe ist im deutschen Studentenheim eine 'Gemeinschaft' geworden, die ein Zusammengehörigkeitsgefühl besitzt und sich danach verhält.» Die so entstehende «bedarfsspezifische Kommunikation» besitzt keinen besonders hohen Wert. Das Gutachten zitiert Neidhard, «Studenten im Internationalen Wohnheim»... «Wir behaupten nicht die Ausschließlichkeit von Interaktionen dieser Art: es gibt auch intendierte Kontakte, die der Einzelne sucht und an denen er hängt. Aber wir behaupten deren relative Seltenheit aus strukturspezifischen Bedingungen. Denn die Vielzahl der unausbleiblichen 'passiven Kontakte' im Laufe des Tages bewirken einen sozialen Sättigungszustand im Einzelnen, in dem die Sehnsucht nach anderem sozialen Austausch kaum noch Platz hat; die Potenzen sind schon mit der linken Hand vergeben.»



4
Schnitt (S-S)

5
Grundriß eines Studentenzimmers

- 1 Waschbecken
- 2 Bett
- 3 Teetisch
- 4 Arbeitstisch
- 5 Ablage und Schreibmaschinentisch
- 6 Kleiderschrank
- 7 Garderobe

6
Studentenzimmer, Modell

Abbildungen aus: «Baumeister», April 1967

Atelier 5 stellt fest: «Wir sind sicher, daß für andere Studenten der ständige Kontakt mit einer so einfach strukturierten, nicht vermeidbaren und nicht von ihnen gewählten Gruppe nicht akzeptabel ist.» Sie suchen einen Ausweg und schlagen die Einrichtung von rund 30% der Studentenzimmer als «unabhängige Einrichtungen», das heißt mit Kochstelle und Sanitärräumen ausgerüstete Apartments, vor.

Setzt man die Erfahrungen ein, die man gemeinhin mit den Gruppeneinrichtungen der Studentenheime gemacht hat, so muß man leider befürchten, es werde um die unabhängigen Zimmer ein ähnliches Gedränge geben wie heute um die Einzelzimmer.

Alle Gemeinschaftsräume werden in einem Baukörper zusammengefaßt. Zentrum bildet die Cafeteria, die gleichzeitig der Mensa dient. Eine räumlich vielfältige Gestaltung soll verschiedene Aktivitäten erlauben. Das Cafeteria-Zentrum bildet den Kern des öffentlichen Bereiches. Die Autoren hoffen: «Mit der Zusammenfassung der gemeinsamen Räume wird die ganze Studentensiedlung zu einer Einheit, die lebendig werden kann ...» Bemerkenswert ist die Gliederung der Außenräume in drei Stufen: 1. «Öffentliche Außenräume. Hier spielt sich der Betrieb im Freien der ganzen Siedlung ab. Hierin münden die verschiedenen Eingänge, es hat Plätze zum Draußensitzen, Reden und Spazieren, die Cafeteria hat hier ihre Terrasse, im Sommer kann Tischtennis gespielt werden.» 2. Ruhezonen, Grünflächen um die Wohnräume.

3. «Die dritte ist eine Art von halbprivatem Außenraum. Die Brauchbarkeit solcher Außenräume hängt von ihrer Anlage ab. Wenn sie anziehend sind und leicht erreichbar, können sie einen wertvollen Ort der Entspannung bieten, und nur wenn diese Bedingung erfüllt ist, werden sie überhaupt gebraucht.»

Für die Zimmer verlangt das Gutachten einen äußerst zweckmäßigen Grundriß. Vor allem soll der Versuchung, eine fixfertige feste Einrichtung vorzusehen, widerstanden werden. Dem Student soll Freiheit in der Einrichtung bleiben. Im Vorprojekt versuchen die Architekten den Anforderungen ihres Gutachtens zu genügen. Besondere Beachtung verdient der gelungene Grundriß des Einzelzimmers.

Pfromm

Ideologiekritik

Wir Architekten tragen in unseren Herzen, manchmal auch auf der Zunge, eine hohe Aufgabe: den Klienten ein modernes Wohnverhalten zu lehren oder zu-

mindest zu ermöglichen. Fachlich ausgebildet, den Geschmack trainierend und den Problemkreis ununterbrochen überdeckend, besitzt der Architekt in der Tat Fähigkeiten, die diesen Anspruch rechtfertigen. Seit die CIAM 1928 das Bild der erstrebenswerten guten Stadt malte, ist es üblich und gern geübter Brauch, sich auch für den Städtebau im Besitz hoher menschlicher Ziele zu sehen.

In weiten Bereichen unserer Arbeit wird das Vorhandensein dieser «Leitbilder» als selbstverständlich vorausgesetzt. Wie wenig selbstverständlich das sein sollte und wie wenig standfest diese Leitbilder sind, weist der Soziologe J. Brockmann nach in seiner Studie: «Das Gesellschaftsbild des Stadtplaners in Vergangenheit und Gegenwart», in: *Der Architekt, April 1967* (D).

Leider wird die Arbeit ihrem Titel nicht ganz gerecht. Es gelingt nicht, einen überzeugenden zeitlichen Überblick über den angedeuteten Zeitraum zu zeichnen, und die Arbeit schränkt sich unerlaubt ein auf deutsche Fachleute. Es hieße der Stadtplanungsdisziplin ein wesentliches Element rauben, wollte man versuchen, sie auf die deutsche Provinz einzuziehen; zumindest läßt solcher landschaftliche Blick kein repräsentatives Bild entstehen.

Dennoch führt dieser erste Ansatz zu Ergebnissen, die unsere dringende Aufmerksamkeit erheischen. Brockmann unterwirft ausgewählte Äußerungen bedeutender deutscher Städtebauer der Ideologiekritik und macht dabei überraschende Funde. Eingestuft in das soziologische Ordnungssystem, bleiben gerade jene, welche sich am Fortschritt bauend wöhnten, weit hinten bei Reaktion und Konservativismus.

Wir können hier nur einige Beispiele anführen und die Kritik Brockmanns summarisch referieren. (Die Zitate sind meist gekürzt.)

«Erst recht wird das der Fall sein (die Ablehnung der Stadtplanung durch die Gesellschaft, wenn zur Gesellschaftsbildung selbst noch nicht einmal Neigung besteht, geschweige zur gestalteten Form einer Gesellschaftsordnung).»

«Hier (in der Großstadt) fehlt die unmittelbare und vertrauliche Aufsicht aller über alle, wie wir sie noch auf dem Lande und in der Kleinstadt finden.» Hier besteht die Möglichkeit «des völligen Untertauchens, eines anonymen Egoismus, mit geschwächtem Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Familien- und Volksgemeinschaft.»

«Man hat den Stadtmittelpunkt gern als das 'Herz der Stadt' bezeichnet ...» «Die Gemeinschaft unterscheidet sich von der seelenlosen Masse ... Ihr Verhältnis entspricht dem des Organischen zum Anorganischen in der Natur.» «Die

grüne Stadt ist nach wie vor ein gutes Leitbild für die Stadt von morgen. Die Natur ist nicht nur unsere Basis, sondern auch das Element, das die vielen verschiedenen Vorstellungen, die in einer demokratischen Gesellschaftsordnung nebeneinander wirksam sind, am besten miteinander verbindet.»

In diesem Zitatenschatz erkennt Brockmann ein Gesellschaftsbild, das der modernen Gesellschaftsentwicklung unverständig, ja feindlich entgegensteht. Der Versuch, gesellschaftliche Zustände nachsthetischen, formalen Kriterien zu beurteilen, muß soziologisch als Flucht in starre Sozialordnungen verstanden werden. Der mittelalterliche Ständestaat rückt ins Bild.

Die Benutzung vieler Elemente der konservativen Kulturkritik, ihrer Grostadtfeindlichkeit, der romantisierenden Verklärung der ländlichen Idylle, das Streben nach «Gemeinschaft», die Angst vor der Vermassung, «auch die Verurteilung des Intellekts gegenüber dem natürlichen Instinkt und der Seele gehören in diesen Zusammenhang». Das alles lässt eine retardierende Weltanschau erkennen. Besonders wichtig erscheint dem Soziologen die offene Mythologisierung von Natur und «Grün», die große Beliebtheit der organischen Funktionsauffassung von der Stadt. Hier mache sich besonders deutlich die Flucht vor der Wirklichkeit bemerkbar. Die Natur, die ländliche Kleinstadt, die Harmonie der Organe, das sind die Welten, die noch in Ordnung sind.

Brockmann stellt dem eine kurze Interpretation der gesellschaftlichen Zustände unserer Tage entgegen. Er zeigt, welche Bedeutung die Befreiung aus dem ländlichen Überwachungssystem für den modernen Stdtbrger hat. Er zeichnet das Bild der städtischen Industriegesellschaft, für die persönliche Freiheit, Mobilität und Rationalität Bedingungen sine qua non sind und die jeden Versuch, die Stadt gewissermaßen zu «naturalisieren», scheitern lassen.

In diesem stndigen Scheitern sieht er auch den Anlaß zu einer in jüngster Zeit zu beobachtenden selbstkritischeren Haltung der Stdtbrger. Dem «organistischen Mythos» hält er vor, daß die Natur längst nicht mehr ein unberührtes Reservat ist, sondern in den «Prozeß gesellschaftlicher Produktion mit einbezogen». Und vor allem «kommt auch ein noch so organischer Stdtbau nicht an der Tatsache vorbei, daß der Mensch ein Kulturwesen und die Stadt ein höchst künstliches Phänomen ist».

In dem Versuch der «Organizistik», sich von gesellschaftlichen Interessen, Programmen und Ideologien zu distanzieren, um ganz objektiv den Bedürfnissen der Menschen zu dienen, sieht Brockmann

eine schwere Täuschung im Selbstverständnis des Planers. Denn indem er seine ideologische Funktion leugnen will, verfllt er ihr um so unkontrollierter. «Nicht umsonst ist der Organismus ein von Konservativen aller Schattierungen bevorzugtes Gesellschaftsbild: Wer Altes bewahren oder gar restaurieren will, pflegt sich weniger auf dessen rationale Vorteile zu berufen als vielmehr aufs organische Gewachsensein.»

Der Soziologe stellt ein weithin «subjektivistisches» Gesellschaftsbild fest. «Dieser soziologische Subjektivismus sieht die Ursache sozialer Phänomene primär in den Köpfen der handelnden Individuen und in deren moralischer Beschaffenheit.» Der Gesellschaft wird so eine eigene Objektivität aberkannt; gesellschaftliche Fehler werden zu sittlichem Versagen Einzelner.

Brockmann sieht in dieser Weltanschau, die Politik als einen moralisch anzweifelbaren Interessenkampf betrachtet, die Grundlage für die missionarische Vorstellung, «daß der Stdtbrger am besten wisse, was dem Menschen fromme, und daß daher er bestimmen müsse, wie Stde und Wohnungen zu entwerfen seien».

In neuerer Zeit erkennt der Autor einen Abbau solch selbstherrlicher Ansprüche: «Gerade weil man sich die Formulierung von 'Leitbildern' nicht mehr so unbefangen und naiv wie früher selbst zutraut, weil man offensichtlich selbstkritischer und reflektierter geworden ist, verweist man die Festlegung solcher Leit- und Zielvorstellungen an die Politik, an die demokratische Öffentlichkeit.» Er glaubt sogar Tendenzen zu einer Verwissenschaftlichung der Planung entdecken zu können. Symptomatisch erscheint ihm die Anerkennung der Theorie Fourastis durch die Stadtplaner und die Einsicht, «daß Stdtbau nur sehr bedingt eine Wirkungskraft aus eigenem Vermögen besitzt und in weit höherem Grade eine Funktion wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Kräfte ist».

Man muß die ideologiekritische Untersuchung Brockmanns sehr begrüßen, da sie unseren Blick auf ein Feld lenkt, auf dem sich die Stadtplanung bisher offensichtlich recht unbekümmert tummelte. Zu seiner Arbeit sollen hier noch zwei Anmerkungen folgen. Eine Relativierung scheint uns nötig, und einige weitergehende Folgerungen seien erlaubt. Die Zitatauswahl und die Absicht, über die Stdtbrger zu handeln, werfen ein grelles Licht auf eine Disziplin, die sich bei kritischer Beleuchtung aller Beteiligten noch sehr fortschrittlich ausmachen würde. Man beobachte einmal die Gesellschaftsbilder ihrer Auftraggeber, Kontrolleure und Partner, der Bauherren, Bürokraten und Politiker! Schlußendlich

sind auch die Soziologen und gerade die deutsche Spezies nicht so unschuldig an der Verwirrung in den Köpfen ihrer Umgebung, wie das gerne dargestellt wird.

Die unglaublichen Umtriebe, die der Tnniessche Begriff der Gemeinschaft abdecken soll, lassen seinen Urheber eben nicht in einem ideologiefreien Wissenschaftsbereich erscheinen; vielmehr sind die Soziologen sehr wohl für die Folgen ihrer Machinationen zu behaften.

Die Analyse und Kritik der Ideologien, die in der Stadtplanung wirken, ist deshalb auch für den Soziologen dringende Pflicht. Es wäre unverantwortlich, dem gesellschaftlichen Bewußtsein der Planenden nicht aufzuhelfen.

Und genau hier liegt das Verdienst der Brockmannschen Untersuchung und eine wesentliche Aufgabe der zukünftigen Zusammenarbeit.

Wir sind davon ausgegangen, daß die allgemein menschliche Qualität des verantwortungsbewußten Planers eine gute Voraussetzung für gesellschaftspolitische Planungsentscheidungen sei. Heute müssen wir erfahren, daß diese Einstellung bereits Teil eines «subjektivistischen Gesellschaftsbildes» ist.

Daraus lassen sich zwei Folgerungen ableiten: Unsere Einsicht in die Gesetzmigkeiten sozialer Phänomene muß gestrkrt und das eigene Gesellschaftsbild vor dem Hintergrund der «Hilfswissenschaft» Soziologie durchschaubar werden.

Andererseits muß im Planungsprozeß vermehrte Aufmerksamkeit auf die Entscheidungen mit gesellschaftlichen Konsequenzen gerichtet werden. Hier darf nicht mehr unbekümmert nach individuellen gesellschaftlichen Wertmaßstäben geurteilt werden. Zu leicht kann es geschehen, daß sich die gute Absicht in die gegenteilige gesellschaftliche Wirkung verkehrt. Diese Entscheidungen können nur getroffen werden nach sorgfältiger Prüfung des eigenen ideologischen Standpunktes und der Bestimmung der bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen. Pfromm

Funktionen der künftigen medizinischen Universittszentren

In der Januar-Nummer 1967 der holländischen Zeitschrift «Universiteit en Hogeschool» (Bilthoven) sind die Referate publiziert, welche an der Boerhaave-Konferenz im Dezember 1966 in Leiden gehalten wurden. Sinn dieser Konferenz war es, ausländische Erfahrungen – vorwiegend solche aus den USA – bei der Planung von medizinischen Universittszentren für die ge-

plante Neuorganisation der medizinischen Fakultäten in den Niederlanden nutzbar zu machen. Eine bestechend einfache Idee der Holländer, auf diese Weise zu versuchen, den längst verlorengegangenen Anschluß an die am weitesten entwickelten Universitäts- und Klinikinstitutionen wieder herzustellen!

Die Referate wurden alle in Englisch gehalten und zeichnen sich trotz der darin enthaltenen Fülle an Information durch Klarheit und, was bei vorwiegend Medizinern als Autoren nicht selbstverständlich ist, durch Allgemeinverständlichkeit aus. Der riesige Stoff wurde in vier Hauptaspekte gegliedert, nämlich Ausbildung, Forschung, Pflege der Patienten sowie die Rolle der Universität in der modernen Gesellschaft, wobei im ersten Teil der Konferenz die acht ausländischen Fachleute referierten, während im zweiten Teil vier Holländer versuchten, diese Anregungen und Erfahrungen auf die Verhältnisse in ihrem Land zu übertragen.

Da es zu weit führen würde, Stellung zu den einzelnen Referaten zu beziehen, seien an dieser Stelle nur die paar wichtigsten Trends erwähnt. Übereinstimmung herrschte darüber, daß in Zukunft noch sehr viel mehr und besser ausgebildete Ärzte benötigt würden. Verbindliche Vorstellungen über den idealen Ausbildungsgang waren naturgemäß nicht vorhanden, jedoch die Erkenntnis, daß sämtliche didaktischen Möglichkeiten ausgeschöpft werden müssen und daß der Ausbildungsgang der Ärzte nie als abgeschlossen betrachtet werden kann («permanent education»). Parallel zum Ärztebedarf steigt der Bedarf an medizinischem Hilfs- und Pflegepersonal, wobei heute bereits ein bedrohlicher Mangel vorhanden ist und die einzelnen Berufssparten in gänzlich unkoordinierter und unkontrollierter Art und Weise sich bis anhin entwickelt haben. Umfang und Aufwand für die medizinische Forschung nehmen weiter zu, wobei aus Gründen der hochqualifizierten Ausbildung und der weiteren diagnostischen und therapeutischen Fortschritte eher mehr als bisher investiert werden muß. In diesem Zusammenhang bemerkenswert zu lesen die holländische Klage über die fehlende Trennung von Forschungsbudget und Spitalbudget an den Universitätskliniken. Eine Feststellung, die leider auch in der Schweiz ihre Gültigkeit besitzt. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient der Bericht über den Versuch in Connecticut, nach modernen medizinischen und ökonomischen Gesichtspunkten eine optimale medizinische Versorgung der Bevölkerung einer Region auch für die weitere Zukunft sicherzustellen. Daß dem medizinischen Universitätszentrum innerhalb

eines solchen koordinierten Systems eine ganz besondere Bedeutung zukommt, versteht sich von selbst. Allerdings wird die Universitätsmedizin dadurch gezwungen, sich in viel größerem Maßstab als bisher mit den medizinischen Problemen ihrer Region zu beschäftigen und ihre Forschungsergebnisse, klinischen Erkenntnisse und Einrichtungen auf dem direktesten Weg der ganzen Region dienstbar zu machen. «Service to the community» wird dies in den USA genannt ...

Als Fazit läßt sich überspitzt sagen, daß sich andere Länder, vorweg die USA, weniger dadurch von den Niederlanden oder der Schweiz unterscheiden, daß sie andere Probleme zu lösen hätten, als durch die sachgerechtere, zukunftsbezogene und damit erfolgreichere Weise, die Probleme zu erkennen und eine Lösung zu erarbeiten. In diesem Sinne seien die Ergebnisse dieser Boerhaave-Konferenz allen an Hospitalisierungs- und Universitätsfragen Interessierten, gerade in der Schweiz, zur Lektüre empfohlen. Bemerkt sei noch, daß keinerlei architektonische oder bau-technische Fragen darin erörtert sind. Ein Schaden kann dies deshalb nicht sein, weil medizinische Universitätszentren in erster Linie funktionelle und strukturelle Probleme darstellen, die – auch das sollte sich langsam in der Schweiz herumgesprochen haben – gelöst werden müssen, bevor man zu bauen beginnt.

dfg
Das Institut legt nun seinen dritten Bericht vor. Barbara Heisterkamp erarbeitete eine Methode der Kostenanalyse, entwickelte einen Fragebogen und testete seine Brauchbarkeit in der Modelluntersuchung in sechs Städten.

Die Analyse des Institutes geht über die bekannten Ansätze hinaus, indem sie nicht nur die Baukosten beobachtet, sondern ein Gesamtkostenbild anstrebt, die Unterhaltskosten einschließend.

Die umfassende Untersuchung kann zudem die regionalen «Besonderheiten» nicht nur in der Analyse überwinden, sondern auch beim angestrebten Detailierungsgrad sie einer rationalen Prüfung zugänglich machen. Die Untersuchungsmethode ist nicht auf das Untersuchungsfeld Bundesrepublik beschränkt und macht deshalb den Bericht international interessant.

Leider bestätigt die Modelluntersuchung den Verdacht, daß bei den einzelnen Bauträgern vorhandene Kostenrechnungen Kostenvergleiche noch verhindern. Die Kostendokumentationen sind zu generell und bedienen sich spezieller Definitionen.

Der Bericht fordert deshalb als erstes detailliertere Abrechnungsverfahren, die sich einheitlicher Definitionen bedienen. Er schlägt dazu ein Verfahren vor. Der Engpaß liegt also offensichtlich noch immer bei den Baukostenträgern, meist kommunalen Verwaltungen; die regionale Besonderheit ist vorerst noch in den willkürlichen individuellen Verwaltungsbräuchen zu suchen. To whom it may concern.

Pfromm

Bücher

Schulbauforschung 2. Ein Beitrag zur Methodik einer Analyse der Bau-, Betriebs- und Unterhaltskosten im Schulbau

70 Seiten

Schulbauinstitut, Straße des 17. Juni 112, Berlin 1966

In der Bundesrepublik Deutschland krankt die schulpolitische Arbeit an ähnlichen föderalistischen Übeln wie in unserer Konföderation. Die unbestreitbaren Vorteile des bestehenden Systems anerkannt, bleiben doch vor allem auf der technischen und organisatorischen Seite Mängel, die immer stärker auch die politische Bewegungsfreiheit einengen.

Einen Versuch, der sich anhäufenden technischen Probleme Herr zu werden, unternahm die Konferenz der Länder-Kultusminister der BRD mit der Gründung eines Schulbauinstitutes.

Colin Faber: Candela und seine Schalen

240 Seiten mit 238 Abbildungen

Georg D. W. Callwey, München 1965
Fr. 76.75

«Candela, the Shell Builder» heißt die von einem seiner Schüler zusammengestellte Originalausgabe. Ein faszinierendes Bilderbuch, das, übersetzt, zum helfenden, sachlichen Nachschlagewerk für Architekten im deutschsprachigen Raum wurde.

Der Spanier Candela, allen bekannt durch Einzelpublikationen, ist zugleich Architekt, Ingenieur und Bauunternehmer. Seine Stärke ist sein Wissen um Mathematik und Geometrie, von denen er hier klare, verständliche Auszüge gibt. Er beweist auf einer Viertelseite, daß das hyperbolische Paraboloid die einfachste und praktischste Form für eine Schale ist. Candela ist nicht der Erfinder der Betonschale, jedoch derjenige, der sie so oft und verschieden anwandte, daß er schließlich der Sachverständige der